Wie es ist, deutsch zu sein, und wie es im Buche steht

Rechte Verlage halten in Halle ihre zweite Messe ab

Am Samstagvormittag steht die Schriftstellerin Monika Maron in einem langen schwarzen Mantel vor der Eingangshalle der „BücherMesse Seitenwechsel“ in Halle und sucht etwas in ihrer Handtasche. Der Schlange, die auf Einlass wartet, hat sie den Rücken zugekehrt. Es gibt Taschenkontrollen, was den Stau erzeugt. Der Andrang ist jedoch deutlich größer als im vergangenen Jahr, als die von Susanne Dagen organisierte Veranstaltung hier zum ersten Mal stattfand und rund 6000 Besucher anzog. Dagen ist Inhaberin des Buchhauses Loschwitz und kulturpolitische Sprecherin der AfD-Stadtratsfraktion in Dresden. In diesem Jahr sprechen die Veranstalter von einem Zuwachs von 30 Prozent, und es sieht auch danach aus: Die Warteschlange am Eingang zieht sich draußen einmal um die ganze Halle. Und auch drinnen hat man die angemietete Fläche um eine zusätzliche Halle erweitert.

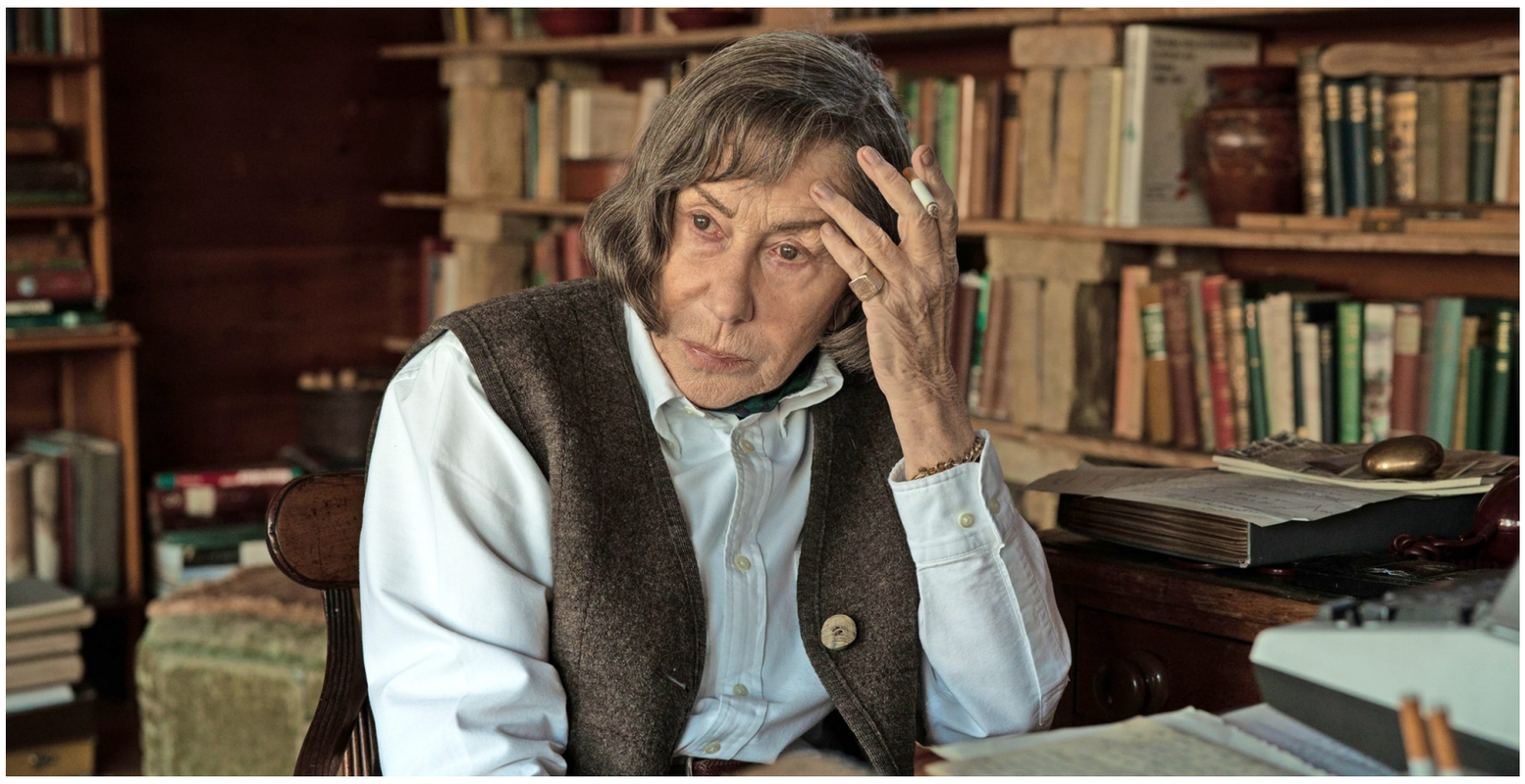
Als Referenten eingeladen sind hier Hans-Georg Maaßen, der 2018 abgesetzte Verfassungsschutzpräsident, der davor warnt, dass ohne Kurswechsel bis 2030 in Deutschland ein Staat entstehen könne, der formal nicht sozialistisch heiße, aber dessen Substanz dem entspreche. Deshalb, so Maaßen, müsse der „schlafende Riese“ des deutschen Bürgertums wach werden und sich politisch einbringen, statt „die Deutungshoheit Berufspolitikern und Aktivisten zu überlassen“. Ellen Kositza von der rechtsextremen Zeitschrift „Sezession“ tritt mit dem als Influencer „Shlomo“ bekannten Aron Pielka auf, der im vergangenen Jahr auch schon hier war. 2024 bis 2025 war er wegen Volksverhetzung inhaftiert und hat seine Zeit im Gefängnis in dem Buch „Bauzeit“ festgehalten. Alexander Dugin ist nicht da, weil die EU ein Einreiseverbot gegen ihn verhängt hat. Also wird der Vordenker der neuen Rechten in Russland zugeschaltet, er spricht unter anderem mit Jürgen Elsässer, Chefredakteur und Geschäftsführer des rechtsextremen „Compact“-Magazins, über „Die Epstein-Kriege“.

Und überall sieht man in den Hallen, an deren Eingang der Stand des Anatois-Verlags die Besucher mit dem blutrot eingefärbten Banner „Kämpfe, mein Volk, und schone dich nicht“ empfängt, AfD-Politiker, die hier auf den verschiedenen Podien auch auftreten: Bundeschef Tino Chrupalla spricht über sein Buch, in dem er seinen Weg vom Malermeister in die Politik beschreibt. Der dem völkisch-nationalen Parteiflügel um Björn Höcke zugerechnete AfD-Politiker und Rechtsanwalt Matthias Helferich ist dabei. Und der neue AfD-Landtagsvizepräsident in Sachsen-Anhalt, Hans-Thomas Tillschneider, bestreitet die Abschlussveranstaltung zum Thema „Kulturpolitik. Wie es ist, deutsch zu sein“.

Da kann Susanne Dagen im Podcast „2,1 Millionen“ mit dem Mitteldeutschen Rundfunk noch so sehr betonen, dass es auf der Messe auch Stände mit „Kinderbüchern“ gebe (als wären die unpolitisch), und bestreiten, ein Netzwerktreffen der neuen Rechten geschaffen zu haben. Sie hat ja alle eingeladen, die dazugehören. So viele streng gescheitelte Burschenschaftler hat man übrigens auch schon lange nicht mehr auf einem Haufen gesehen. Und dass der österreichische Rechtsextreme Martin Sellner, Gründer des „Institut für Remigration“, nicht kommen darf, liegt Dagen zufolge allein an „Sicherheitsgründen“ der Hallen-Vermieter, inhaltlich hätte sie „natürlich“ nichts dagegen gehabt, denn: „Remigration“ sei ein Begriff, so die Buchhändlerin, der „schon lange angesprochen“ werde, „und nicht nur von der AfD“.

Was man bei einem zweitägigen Besuch dieser „BücherMesse Seitenwechsel“ live miterleben kann, ist eine als Kulturevent mit Bockwurst und gemeinsamem „Die Gedanken sind frei“-Singen heiter inszenierte Normalisierung rechtsextremer Positionen. Das Publikum macht dabei mit oft tosendem Applaus mit. Und es gehört dazu, sich drinnen über die Protestkundgebungen, die am Sonntagmittag in der Innenstadt und dann auch vor der Messehalle zur Gegenwehr aufrufen, zu verspotten. Harald Martenstein, der am Samstagmorgen in seiner „Seitenwechsel“-Eröffnungsrede vor dem Ende der großen Werte gewarnt hat, die die Französische Revolution ausgezeichnet hätten (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit), gehört zu jenen Akteuren, die Susanne Dagen bei dieser Normalisierungs-Aktion bereitwillig sekundieren.

Auch Monika Maron, die im vergangenen Jahr „erst mal nur schnuppern“ war und ihrer Freundin „Susi“ dann schrieb: „Im nächsten Jahr komme ich wieder, und dann lese ich“, weiß genau, in welchem Kontext sie auftritt. Die Schriftstellerin hält am Samstagnachmittag in Konferenzraum 4 keine politischen Reden, sie liest aus ihrem Buch „Vier Minuten“, einem Roman, der sich, so Dagen, mit der Frage beschäftige, was Zufall sei, was Bestimmung und was der freie Wille. Wenn im selben Raum davor Jürgen Elsässer und direkt danach Matthias Helferich sprechen, dann ist das ein Statement. JULIA ENCKE



Ein Talent fürs Morden, aber nur in Worten: Hellen Mirren als Patricia Highsmith Foto Tobis

Besuch bei der alten Dame

Nichts ist so, wie es scheint: Helen Mirren glänzt in „Ein Talent fürs Morden“ als Patricia Highsmith. Leider macht das den unoriginellen Plot nicht wett.

Elegant, schön und unerwartet. So sei ein Mord, „wenn er ein Highsmith’ sein soll“, sagt Patricia Highsmith (Helen Mirren) zu Edward Ridgeway (Alden Ehrenreich). 1995 ist der junge Verlagsmitarbeiter zu Besuch bei der amerikanischen Krimiautorin, er soll sie dazu bewegen, ein weiteres „Mr. Ripley“-Roman zu schreiben. Die fünfteilige Reihe über den berechnenden Hochstapler machte Highsmith weltberühmt, mittlerweile betrinkt sich die Seniorin jedoch lieber allein in ihrem Schweizer Chalet. Die blütenweißen Papierbögen in der Schreibmaschine leuchten vorwurfsvoll vor sich hin.

Highsmith freut sich nicht über ihren ungebetenen Gast. Im Gegenteil. Am liebsten möchte die „texanische alte Beißschlange“, wie Nachbarn sie im Dorf nennen, ihn schnell wieder loswerden. Doch Ridgeway trotzt ihren Einschüchterungsversuchen. Allmählich entwickelt sich ihr Katz-und-Maus-Spiel in Anton Corbjns neuem Film „Ein Talent fürs Morden“ zu einem ernsthaften Austausch über einen neuen Mord im Stil Mr. Ripleys. Mit „The American“ (2010) und „A Most Wanted Man“ (2014) machte sich Corbjn bereits einen Namen als Regisseur für hochkarätig besetzte Thriller. Elf Jahre nach seiner letztem Spielfilm „Life“ (2015) kehrt er nun zu diesem Genre zurück. „Ein Talent fürs Morden“ basiert auf dem Theaterstück „Switzerland“ von Joanna Murray-Smith, die auch das Drehbuch verfasste. Doch was auf der Bühne funktioniert haben mag, geht auf der Leinwand leider nicht auf. Trotz der glänzenden Besetzung plätschert der Film unoriginell vor sich hin.

Patricia Highsmith zählt zu den erfolgreichsten Autorinnen des 20. Jahrhunderts. Ihre Kriminalromane verkauften sich millionenfach. Verfilmungen wie „Der Fremde im Zug“ (1950) von Alfred Hitchcock oder René Cléments „Nur die Sonne war Zeuge“ (1960) mit Alain Delon als Tom Ripley trugen zu ihrem Ruhm bei. Als lesbische Frau zu einer Zeit, wo Homosexualität noch unter Strafe stand, lebte Highsmith seit den Sechzigerjahren zurückgezogen in Europa und trat öffentlich kaum in Erscheinung. Ihre später veröffentlichen Tagebücher offenbarten indes ein antisemitisches, rassistisches Weltbild.

Das spielt hier jedoch keine Rolle. „Ein Talent fürs Morden“ ist ohnehin kein Biopic, sondern eine fiktive Verschmelzung der Person Highsmith mit ihrer bekanntesten Romanfigur Tom Ripley. Je länger die Autorin und Verlagsmitarbeiter Ridgeway an einer neuen Romangeschichte feilen, desto mehr verschwimmen die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Fiktion. Als Highsmith im Gespräch etwa eine reiche Erbin erfindet, nennt Ridgeway sie Clementine Balfour, nach der jungen Amerikanerin (Olivia Cooke), die er kurz zuvor auf der Hinfahrt kennengelernt hat. In der entstehenden Kriminalgeschichte, dem Film im Film, übernimmt er die Rolle des charmanten Tom Ripley, heiratet Clementine und ermordet deren Großvater und Großtante, um an ihr stattliches Erbe zu gelangen.

Alden Ehrenreich, bislang vor allem bekannt als der junge Han Solo aus „Solo: A Star Wars Story“ (2018), verkörpert diese Doppelrolle überzeugend. Sobald er die Brille abnimmt, verwandelt er sich vom unbeholfenen, unsicheren Verlagsmitarbeiter in einen geheimnisvollen, charmanten Ripley und tritt Helen Mirren als Patricia Highsmith durchaus ebenbürtig gegenüber. Die britische Oscar-Preisträgerin spielt die vereinsamte, hasserfüllte Autorin mit Bravour. Alles andere hätte bei einer der größten Schauspielerinnen ihrer Generation auch verwundert. Leider können die beiden Hauptdarsteller den dünnen Plot nicht wettmachen. Wie in Highsmiths Romanen versucht der Film mit den Erwartungen seines Publikums zu spielen. Nichts soll so sein, wie es scheint, doch die Handlungsstränge erweisen sich als vorhersehbar und wenig originell. Manche anfangs aufgebaute Spannung verpufft ohne befriedigende Auflösung. Vieles wirkt wie nicht zu Ende gedacht.

Auch der eigentlich sehr stimmungsvolle Einsatz von Licht nutzt sich im Verlauf des Films ab. Zunächst bestaunt man die warmen Sonnenstrahlen, die die Holzdielen des Chalets fluten, und die frische, kühle Schweizer Luft, die man im Kinosessel fast zu spüren glaubt. Wenn jedoch zum x-ten Mal die Gesichter von Mirren und Ehrenreich im Halbdunkeln verschwinden, um zu unterstreichen, welchen finsteren Gedanken ihre Figuren gerade nachhängen, ist man nur noch genervt. Elegant, schön und unerwartet? Highsmiths eigenen Maßstab erfüllt „Ein Talent fürs Morden“ leider nicht. SOPHIA COPER

Vital wie eh und je

Wolf Biermann trifft Angela Merkel im Kino

Wolf Biermann war, wo er hingehörte: Der Liedermacher und Lyriker gastierte in Berlin auf dem „Festival des kritischen Geistes“ mit sagenhafter Vitalität – im Konzert, im Gespräch mit anderen Künstlern, mit Gedichten und schließlich auf der Kinoleinwand, wo der Dokumentarfilm von Jens Meurer gezeigt wurde. Das Kino International auf der Karl-Marx-(ehemals Stalin-)allee war schon um 17 Uhr ausverkauft. Und um 18 Uhr kam Angela Merkel und hielt eine kleine Rede auf ihren Freund und Kritiker. Biermann sprang dann auf die Bühne, griff zur Gitarre, stimmte sie und sang mit facettenreicher Stimme alte und neue Balladen.

Ganz zu Beginn den Klassiker „Pardon, ich lebe noch“. Es folgte ein saftiges Blueschema. Dann erzählte Biermann von seiner Frau Pamela, die er dazu „verführt“ habe, mit ihm ein Doppelgrab auf dem „Hugenottenfriedhof“ (Dorotheenstädtischer) zu reservieren, wo der junge Biermann einst umherwandelte, um Zwiesprache mit Brecht, Weigel, Hegel, Eisler und Becher zu halten, und wo er in der aktualisierten Version seiner Geschichte dann selbst liegt – links und rechts, oben und unten, schräg gegenüber und weiter entfernt die anderen.

Ein paar neue Genossen sind dazugekommen. Stephan Hermlin, der „falsche Feind“, Heiner Müller, der seinen Protest gegen Biermanns Ausbürgerung unter dem Druck der SED wieder zurückgenommen hatte. Biermann schilderte, wie es Jahre danach auf der Frankfurter Buchmesse zu einer zufälligen Begegnung gekommen war. Er und Müller hätten sich schweigend umarmt. Nicht so, „wie sich Mann und Frau umarmen, sondern wie ein A“, Stirn an Stirn. Minutenlang habe man so dagestanden. Müller habe gesagt, dass es auch ein Menschenrecht auf Feigheit gebe. „Ja, Heiner“, habe Biermann geantwortet. Biermann sang, scherzte und wandte er sich in seinem 360 Grad drehbaren Bühnenstuhl intensiv nach vorne gebeugt mal der einen, mal der anderen jungen Frau zu – der Moderatorin Pinar Atalay und der Musikerin Balbina. Zwei Studentinnen im Bühnenbereich verdrehten die Augen.

Die Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, Ausrichterin des Festivals, hatte hier einen kleinen Coup gelandet, denn an diesem Ort hatte die Stasi einst besonders schamlos in die künstlerische Freiheit eingegriffen. Der DEFA-Film „Spur der Steine“ wurde bei seiner Premiere vor fünfzig Jahren ausgerechnet im Kino International von SED-Abgesandten mit Zwischenrufen gestört und schließlich für 23 Jahre verboten. Biermann erzählte jetzt, dass er damals dabei gewesen sei. Ein epischer Moment, in dem die Brutalität der Unterdrückung, das Pathos des Widerstands und rückblickend der Promifaktor ihre ganze Wirkung entfalteten. Jetzt erzeugte Biermann diesen Moment im Alleingang.

Berlin klebte an seinen Lippen, als er erzählte, dass er die berühmte „Stasi-Ballade“ nicht auf dem Kölner Konzert gesungen habe, weil sein Vater damals auf seiner „Auschwitzwolke“ ins Rheinland geflogen sei, um den Sohn zu warnen. Die Ausbürgerung wurde dann dennoch vollzogen. Das, was sich zunächst als großes persönliches Unglück darstellte, bezeichnete Biermann im Rückblick als Glück. In der DDR habe man viel lernen können. Wie man sich durchwurschtele zum Beispiel, wie man an den Autoritäten vorbei agiere, aber eines, das habe man im Einparteienstaat nicht lernen können: Toleranz.

Angela Merkel (Biermann: „die Merkel“) erinnerte daran, dass diese Toleranz ein ständiges Update brauche. Sie zitierte den 2019 verstorbenen Staatsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde, der 1964 schon die Formel fand, der freiheitliche, säkularisierte Staat lebe von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren könne. Zumindest an diesem Abend konnte man den Eindruck gewinnen, dass genug Menschen diese Garantien bereit wären, mit Leib und Seele zu geben. Launig wurde es schließlich, als Merkel daran erinnerte, wie sie von ihrem Studienort Leipzig 1976 extra nach Hause nach Berlin gekommen war, um dort im Westfernsehen die Übertragung des Kölner Biermann-Konzerts zu sehen.

Dass ausgerechnet der Bayerische Rundfunk auf Druck der CSU damals aus dem Gemeinschaftsprojekt der ARD ausgestiegen war und das Konzert des bekennenden Kommunisten trotzig nicht übertrug, sorgte für herzhafte Lacher, wie auch die Anekdote vom Schnauzbart, den Biermann von seiner damaligen Freundin, der Regisseurin Brigitte Soubeyran, verordnet bekommen hatte, nachdem diese den französischen Chansonnier Georges Brassens als Biermanns *role model* auserkoren hatte. Mit schwarzer Farbe sei sie dem blutjungen Liebhaber damals zu Leibe gerückt und habe sein noch schütteres Gesichtshaar in ein ausdrucksstarkes Gestrüpp verwandelt. Seitdem ist das Markenzeichen nicht mehr aus diesem Gesicht wegzudenken. KATHARINA TEUTSCH

Vorbereitungen auf ein Leben nach Deep Purple

Sind die abgesagten Konzerte der Anfang vom Ende? Überlegungen von einem Fan, der so alt ist wie die Band

Am Samstag hätte ich im Auftrag dieser Zeitung in der Arena Nürnberg bei einem Deep-Purple-Konzert sein sollen, die direkt neben dem Max-Morlock-Stadion liegt, das nach einem der bedeutendsten, energischsten und zugleich zartesten Fußballer der deutschen Geschichte benannt ist. Es wäre mein ungefähr 30. Konzert der Band gewesen. Man müsse, ließ das Management mitteilen, die Auftritte in Leipzig und in Hamburg leider absagen, Ian Gillan, der Sänger, sei aufgrund eines „ernsthaften Notfalls“ ins Krankenhaus gebracht worden.

Ich stehe seither unter Daueranspannung. Deep Purple, die im Jahr meiner Geburt gegründet wurden, haben mich bis hierher so zuverlässig begleitet wie beinahe niemand und nichts anderes. Sie waren und sind für die Erziehung bestimmter Gefühle von mir zuständig, von Gefühlen der Zuversicht, der Geborgenheit, des Spaßes, der spannungsgeladenen Erwartung des Inkalkulablen, nicht zuletzt des schieren, kristallinen Genusses musikalisch virtuos dargebotenen Krachs.

Von einem alten Freund, der Kontakt zur Technikcrew der Gruppe hat, erfuhr ich, es handele sich vermutlich um eine schwere Komplikation infolge einer altersbedingten Diabeteserkrankung. Ian Gillan ist 81. Knapp drei Monate zuvor war etwas passiert, womit niemand, der sich für die Geschichte der Rockmusik interessiert, noch gerechnet hätte: 33 Jahre nach Ritchie Blackmores Ausstieg bei Deep Purple, nach dem phänomenalen Konzert am 17. November 1993 in Helsinki, tauchte der Gitarrist am 12. August plötzlich auf der Bühne des Jones Beach Theater in New York auf, schleppenden, tastenden Gangs, gezeichnet durch furchtbare Rückenschmerzen, die er nur mit Steroiden einigermaßen erträgt, und intonierte, sichtlich nervös und bewegt, mit der Band, die er und die ihn großgemacht hatte, „Smoke on the Water“, und Ian Gillan, ihm in vordem zerstörter, zerhackter Bruderliebe verbunden, legte nach den letzten Takten den Arm um seinen einstigen „Erzfeind“, wie es jahrzehntelang in der Presse hieß, und richtete ein paar Worte an das überwältigte Publikum: „Ich muss euch was sagen. Vor ein paar Tagen bekam ich eine Mail von diesem Mann, in der stand: ‚Ich wohne ja gleich um die Ecke. Habt ihr was dagegen, wenn ich kurz mit euch jamme?‘ Und es war mir eine außerordentliche Freude, ihn wieder auf der Bühne zu begrüßen: das Gründungsmitglied, die große Legende, den unsterblichen Ritchie Blackmore! Danke, Ritchie, wir sehen uns an der Bar!“



Deep Purple 1969, im Jahr nach ihrer Gründung Foto Picture Alliance

Es war ein Farewell, ein letztes Treffen gebrechlich gewordener Männer, ein Zeugnis tiefer Humanität angesichts der Endlichkeit, „ein magischer Moment in einer wunderbar warmen Atmosphäre“ (Gillan) – die Versöhnung zweier „kampfgestählter Krieger“ (thehighwaystar.com). Dem Magazin „Guitar Player“ erzählte Blackmore hinterher: „Ich war da, um Wunden zu heilen – aber es gab gar keine Wunden. Ich war nicht da, um sauber zu spielen. Ich war da, um alte Freunde zu sehen. Ich glaube, wir haben begriffen, dass es das letzte Mal gewesen sein könnte, dass wir uns sehen. Das war sehr bewegend. Ich fühlte mich, als wäre ich nach Hause gekommen.“ Diese zu Tränen rührenden Momente, die in zahlreichen Videos und auf etlichen Fotos konserviert sind, hafteten ein bisschen tröstend in meiner Seele – bis sich Ian Gillan am vergangenen Montag, fünf Tage vor dem geplanten Auftritt in Nürnberg, übers Netz an die Fans wandte: „In Leipzig hatte ich ein gesundheitliches Problem, das im Krankenhaus dringend behandelt werden musste. Ich hatte gehofft, grünes Licht zu bekommen, um die Tour zu Ende spielen zu können, aber das wäre mit sehr ernsten Risiken verbunden. Deshalb haben wir auf Anraten meines Ärzteteams und des Managements entschieden, den Rest der Europa- und UK-Tour bis auf Weiteres zu verschieben.“

Bis vor Kurzem traten Deep Purple praktisch jeden Tag irgendwo auf dem Planeten auf, da konnte der gar nicht zusammenkrachen. Und jetzt waren 17 Termine gestrichen. Es geht etwas zu Ende. Wir verlieren unsere Vätergeneration. Diese, zumal die englische, durch den Zweiten Weltkrieg ökonomisch ausgezehrte Alterskohorte verband Popmusik mit Friedfertigkeit und insbesondere mit Humor. Ich erinnere mich zum Beispiel daran, wie ich Ende August 1987 eine Hardrock-Sendung sah und Ian Gillan, exzellent besoffen, im Gespräch mit der bedauernswerten, schwer irritierten Moderatorin Annette Hopfenmüller in his „usual stupid mood“ (Gillan) ausnahmslos Unfug veranstaltete, mit zwei Fingern ein Hitlerbärtchen imitierte, danach sinnlos headbangte und schließlich darlegte, er werkele bei Deep Purple aus einem einzigen Grund weiter herum: „I want more beer-money.“

Am 21. Februar 1987 sah ich Deep Purple zum ersten Mal live, im Forest National nahe Brüssel. Ian Gillans Bühnenpräsenz und Gesangsdarbietungen, obschon seine Stimme mit dem ehedem, in den Siebzigerjahren, astronomischen Umfang bereits halbwegs kaputtgeraucht war, schmiss mich um, inklusive seiner Nonsensansagen. Niemand konnte sich mit diesem mysteriösen Charismatiker in einer monumentalen und alleweil brüchigen, darob gefährlichen Rockformation messen.

„Ich war ein Rebell in Gedanken, in meinen Texten und meiner Einstellung. Und heute rebelliere ich gegen die neue Ordnung der Dinge“, sagte Gillan vor einem Jahr, „weil uns dieses System entmenschlicht. Es ist, als wäre Orwells Vision von ‚1984’ wahr geworden.“ Und: „Wir brauchen keine Propaganda. Wir sind nicht bescheuert.“

Ian Gillan ist, dachten wir stets, unverwüstlich, unbeugsam leidenschaftlich, ein ewig laufendes Kernkraftwerk. „If you wanna win a war, you need an army of Gillans“, behauptete der ehemalige Purple-Gitarrist Steve Morse. 60 Jahre auf den Hallenbrettern. „Ich fühle mich immer viel gesünder, fitter nach einer langen Tour als nach einer Auszeit“, erklärte er noch im Mai.

Der aktuelle Irrsinnsritt mit etwa 90 Terminen hat selbst dem frohgemuten Stoiker seinen Tribut abverlangt. In einem seiner vermutlich letzten Konzerte am 26. Oktober in Stockholm zitterte Ian Gillan, war wacklig auf den Beinen. Er wirkte gequält, hilflos, retardiert. „Alt zu werden ist total lustig“, vertraute „das Genie Ian Gillan“ (Luciano Pavarotti) der Zeitschrift *Uncut* jüngst an. Ich möchte behutsam widersprechen, in Dankbarkeit und Demut. JÜRGEN ROTH

© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt. Alle Rechte vorbehalten. Zur Verfügung gestellt vom Frankfurter Allgemeine ARCHIV